Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald

Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg

Band: 31 (2018)

Rubrik: Werdenberger Kindheiten

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Werdenberger Kindheiten

Vier Autorinnen und ein Autor setzen sich mit ihrer Kindheit im Werdenberg auseinander. Die nachfolgenden Erinnerungen sind eine Sammlung von Kindheitsmomenten, subjektiv, intim, manchmal poetisch, oft detailreich, vielleicht wirklich so geschehen, vielleicht doch nur so erinnert.

Elsbeth Maag

den Kinderweg und
querfeldein gehüpft
Blumen gefunden
gepflückt getrocknet
kopfüber am Nagel
hängen Kindheit
und Wunsch

Elsbeth Maag.

Kindheitserinnerung 1

Kindergartenjahre. Fröhliche, unbeschwerte Jahre im Schulhäuschen neben der reformierten Kirche Buchs. Wenn wir Kinderschüler, so sagte man damals, mit Fräulein Lorez Erkundigungen ausserhalb des Schulhauses machten, marschierten wir stets in Zweierkolonne. Hand in Hand. Ich musste immer auf derselben Seite gehen, weil kein Kind meine Hand mit den vielen, vielen Warzen anfassen mochte. Das war zwar kein Unglück. Dennoch, ich wäre lieber warzenlos gewesen.

In Vaters Metzgerei arbeitete auch Res vom Grabserberg. Jahrelang. Er gehörte zur Familie und zu meiner frühen Kindheit. Als er wieder

einmal auf meine Warzenhand schaute, gab er mir einen Tipp: Wenn es vom Kirchturm zu einer Beerdigung läutet, musst du deine Hände sofort unter fliessendem Wasser waschen und solange es läutet, Folgendes sagen – *es lütet anera Liich is Grab i wäscha mini Warza-n-ab.* Aber wirklich bis zum letzten Ton dranbleiben. Ich habe mir den Spruch gut gemerkt.

Eines Tages verkündete Fräulein Lorez, dass wir in den nahen Wald gehen würden. Weil noch zwei, drei Kinder fehlten, erhielten ein Gschpänli und ich den Auftrag, auf die Nachzügler zu warten, um dann gemeinsam nachzukommen. Wir Beauftragten blieben also zurück. Da fingen die Kirchenglocken zu läuten an! Dass das Geläut einer Beerdigung galt, war schnell klar. Dunkel gekleidete Leute liefen zum Friedhof. In Scharen. Also schnell in den Schulhausgang, dort gab es ein Brünneli mit fliessendem Wasser. Sofort begann ich mit der Litanei, murmelte leise vor mich hin: *Es lütet anera Liich is Grab i wäscha mini Warza-n-ab es lütet anera Liich is Grab i wäscha mini Warza-n-ab es lütet anera Liich is Grab i wäscha …* – bis der letzte Glockenton verstummt war.

Frau Seifert, die krummbeinige Schulhausabwartin, lief während meines eifrigen Tuns mindestens dreimal an mir vorbei und schaute mich eigenartig an. Fragte nichts, sagte nichts. Ich war ihr dankbar.

Unterdessen waren die verspäteten Kinder eingetroffen und miteinander liefen wir zur Gruppe im Wald.

Keine Ahnung wie lange es gedauert hatte – irgendwann – waren es Tage oder Wochen später – fehlten die Warzen an meiner Hand. Einfach so. Ein Wunder? Wohl das Resultat eines reinen, naiven Kinderglaubens, einer Handlung ohne Einwand, ohne Zweifel.

Kindheitserinnerung 2

Sonntagvormittagsspaziergang. An Vaters Hand durch den Buchserwald, im stillen Dialog mit Tannen und Buchen, mit Laub und Moos, mit Vögeln und Eichhörnchen. Fragen an Vater, Antworten von Vater. Vaters Hand. Geborgenheit. Liebe.

Plötzlich der Entzug der Vaterhand. Ich sei nun schon gross, gross und alt genug zu gehen ohne seine führende Hand. Also loslassen.

Auf einmal war der Wald weniger geheimnisvoll, der Spaziergang weniger beglückend. Eine leise Traurigkeit beschlich die Kinderseele. Etwas ging zu Ende. Unwiderruflich.

Kindheitserinnerung 3

Es war ein Ereignis. Mutter hatte Bananen gekauft. Den Besitz von Bananen stellte ich mit Reichtum gleich. Südfrüchte waren eher selten in einem gewöhnlichen Haushalt. Ich bekam eine ganze Banane!

In meinem Stolz lief ich mit der gelben Frucht in der Hand vors Haus, setzte mich auf den *Dängelistein*, wo Vater, wenn Heuwetter angesagt war, frühmorgens die Sense dengelte, damit anschliessend das Mähen von Gras schnittig voranging. Breit setzte er sich jeweils auf den Stein, ein Bein über der linken, das andere über der rechten Seite, als sässe er auf einem Pferdlein, und bearbeitete das Sensenblatt. Hell tönten die Laute und rhythmisch. Däng däng däng däng – vertraute, heimelige Klänge, die bis ins Kinderschlafzimmer drangen.

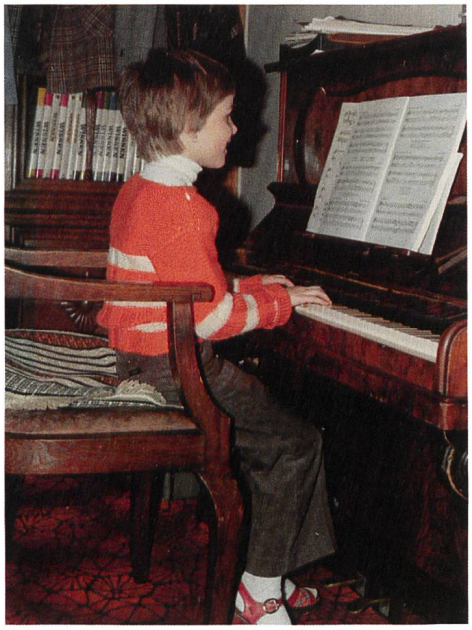
Auf diesem Stein also sass nun ich, schälte g a n z langsam die Banane, g a n z langsam. Ich hatte eine Absicht. Es sollten möglichst viele Nachbarn sehen, dass es bei uns Bananen gab. Auch Kunden, die in unserer Metzgerei einkauften, sollten es wissen. Auch zufällig Vorübergehende. Möglichst vielen Menschen wollte ich beweisen, dass wir vermögend genug waren, Südfrüchte zu kaufen.

Dann der erste Biss in die Banane – seidig, weich, unvergleichlich. Ein zweiter geniesserischer Biss, weitere folgten, die Schale ganz nach unten gezogen – fertig.

Hatte ich tatsächlich Beobachter? Neider im besten Fall? Ich weiss es nicht mehr. Es war ein Auftritt. Mein Auftritt.

Elsbeth Maag, Jahrgang 1944, ist in Buchs aufgewachsen, wo sie immer noch lebt. Sie schreibt vor allem Lyrik und manchmal anderes.

Doris Büchel an ihrem Klavier.



Doris Büchel
Peter und der Wolf

Dann brachte der Vater ein Klavier nach Hause. Er hatte es von zwei Gemeindearbeitern, die es hätten entsorgen sollen.

Das Klavier ist gross und braun, mit dunklen Flecken. Wie ein alter Gaul steht es behäbig in Paas Büro. Ich rücke auf dem wuchtigen Sessel nach vorne, damit ich mit meinen Füssen die Pedale erreichen kann. Neben mir mein grosser Bruder Heinz. Er achtet darauf, dass ich regelmässig übe. Und darauf, dass ich dabei keinen Kaugummi kaue. Der Rhythmus des Kauens lenke vom Rhythmus der Musik ab, sagt er. Heinz ist zwölf Jahre älter als ich. Ausser ihm gibt es noch

einen Bruder und drei Schwestern. Alle spielen ein Instrument: Hanspeter spielt Posaune, Brigitte spielt Gitarre (bald stellt sie diese wieder in die Ecke, ihre Gitarre sei ein Glump, sagt Heinz), Edith spielt Querflöte und Klavier, Heidi plagt am Morgen das Bauchweh, wenn sie am Nachmittag Klavierstunde hat – der Lehrer haut ihr mit einem Stecken auf die Finger, wenn sie Fehler macht. Heinz spielt am besten Gitarre (zuerst auf der Gitarre von Brigitte, dann kauft er sich eine richtige. Aber erst, nachdem er den Blues entdeckt und sich von der Knabenmusik verabschiedet hat. Lange Haare und Knabenmusik vertragen sich nicht, sagt er).

Ich bin die Jüngste.

Nach dem Mittagessen räumen wir das Geschirr ab. Mama spült, wir Schwestern trocknen ab und spielen Schlagerhitparade. Heinz hört seine eigene Musik – Black Sabbath, Beach Boys, Creedence Clearwater Revival, später Woody Guthrie, Jane. Er verschanzt sich mit seinen Freunden in seinem Zimmer, wo sie Schallplatten hören oder Musik machen. Manchmal darf ich zuhören, manchmal gehen sie nach Zürich. Gitarrenläden, Plattenläden, in Zürich spielt das Leben, sagt Heinz. Ich war noch nie in Zürich, nur in Rapperswil, im Kinderzoo.

Wegen Heinz' langem Haar gibt es Streit daheim.
Ich verstehe es nicht, es sind doch nur Haare.

Paa sagt, der Grossvater und die Grossmutter, s'Muti, hätten nur den Kopf geschüttelt, wenn er als Bub gefragt hätte, ob er ein Instrument lernen dürfe. Er und seine drei Schwestern hätten jede freie Minute daheim auf dem Hof helfen müssen, heuen und Törggen usschelle, die Schafe und Ziegen besorgen. Ja, sagen wir. Erst in der Knabenmusik habe er das Trompetenspielen gelernt, sagt Paa, auf einer ausrangierten Guuga. So eine Guuga würde man heute nicht einmal mehr dem Kehricht mitgeben, sagt er. Im Lehrer-Semi lernte er dann auch ein bisschen Geige und Klavier spielen. Später wird Paa Dirigent der Blechharmonie Räfis-Burgerau.

Mama ist schön.
Sie trägt immer eine Schürze.

Heinz hat einen Klavierlehrer für mich gefunden. Paa muss erst für die Klavierstunden bezahlen, wenn ich mit meinen Fingern eine Oktave greifen kann, sagt dieser. Ich spreize meine Hand so fest es geht und versuche, mit dem ausgestreckten Daumen über die Handfläche hinweg bis zum ausgestreckten kleinen Finger ein Zelt über acht weisse Tasten hinweg zu spannen. Es will mir einfach nicht gelingen.

Der Klavierlehrer hat einen langen, roten Bart und eine kleine, runde Brille. Er redet Hochdeutsch, weil er nicht in Buchs geboren ist. Er wohnt in einem grossen Haus. Das Haus ist blau. In seinem Haus steht ein Flügel. Der Flügel ist schwarz. Im Haus gibt es auch viele Bücher. Ich mag Bücher. Besonders «Die kleine Hexe» und «Räuber Hotzenplotz». Mama schenkt mir manchmal ein Kasperlitheater auf Vinyl, zum Geburtstag, an Weihnachten. Ich höre mir die Märchen so oft an, dass die Nadel am Plattenspieler immer an derselben Stelle hängenbleibt. Es stört mich nicht.

Vor dem Einschlafen kommt Mama zu mir ans Bett. Sie deckt mich zu und betet mit mir.

Schutzengeli mein.
Lass mich dir empfohlen sein.
Steh in jeder Not mir bei.
Und führe mich an deiner Hand.
In das himmlische Vaterland.
Amen.

Dann gibt sie mir einen Gutenachtkuss. Schlaf gut, sagt sie, und träum etwas Schönes. Wenn sie rausgeht, lässt sie die Türe einen Spalt weit offen und das Licht im Gang brennen. Dann höre ich sie leise werkeln unten in der Küche. Ich liege im Dunkeln auf dem Rücken, fühle mich im sanften Lichtstrahl geborgen, strecke beide Beine der Länge nach aus, ziehe mir die Bettdecke hoch bis zum Kinn, falte meine Hände ineinander, so dass aus zwei Händen eine Hand wird, und lege diese auf meine Brust. Dann schliesse ich die Augen. Wenn ich jetzt einschlafe und nie mehr aufwache, denke ich, dann müssen sie mich am Morgen nur noch aus dem Bett heben, in den Sarg legen und den Deckel schliessen. Sonst haben sie keine Arbeit mehr mit mir. Wie lange ist nie mehr?

Dann schlafe ich ein.

Heinz und ich üben miteinander – vier Hände, eine Melodie.
Er bedient die Pedale – meine Füsse, weisse Socken in roten Sandalen, baumeln in der Luft.

Einmal die Woche, mittwochnachmittags, gehe ich in die Klavierstunde. Immer derselbe Weg, zur selben Zeit. Ich gehe über die Strasse, den steilen Stutz hinauf, vorbei an der rosaroten Kirche mit dem spitzen Dach und dem Friedhof (dort wohnen die, die schon gestorben sind), vorbei an den Häusern mit ihren Schindeln und ihren Gärten mit ihren Blumen und Sträuchern und Bäumen. Unter den Bäumen, dort wo die Katzen lauern, steht ein winziges Haus. Das

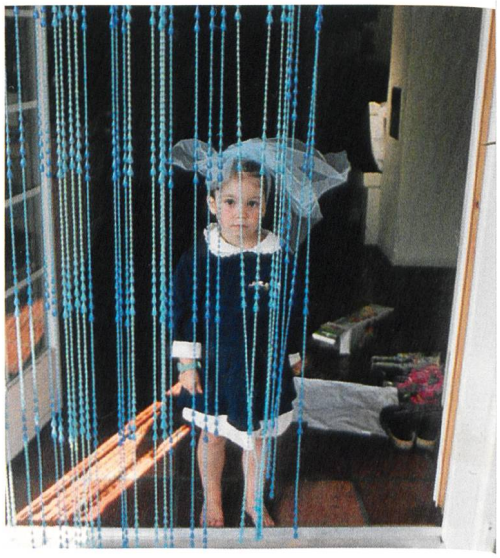
Haus sieht aus wie das Haus der kleinen Hexe. In dem Haus wohnen zwei Kinder, ein Bub und ein Mädchen. Das Mädchen ist grösser als der Bub, der Bub ist grösser als ich. Wenn er draussen spielt, habe ich Angst, so wie man Angst hat vor einem Hund, der die Zähne fletscht, obwohl er an einer Kette angebunden ist.

Nach der Klavierstunde, darf ich mich manchmal in den grossen Sessel setzen. Der Klavierlehrer reicht mir Kopfhörer. Die Kopfhörer sind rund und weich. Wenn ich sie über meine Ohren stülpe, ist es ein bisschen, wie wenn ich meinen Kopf in Mamas Schoss lege. Das mache ich manchmal, wenn sie müde ist und eine Pause braucht. Ich knie auf dem Boden und lege meinen Kopf in ihren Schoss. Sie legt eine Hand auf mein Ohr und macht die Augen zu. Nur schnell, sagt sie. Ich mache auch die Augen zu, wenn der Klavierlehrer das Märchen von Peter und dem Wolf laufen lässt. Es ist ein besonderes Märchen, weil nicht die Menschen, sondern die Instrumente die Geschichte erzählen. Die Querflöten erzählen die Geschichte vom Vogel. Die Oboen erzählen die Geschichte von der Ente. Die Klarinetten sind die Katze, die Pauken die Gewehrschüsse, das Fagott spielt den Grossvater, die Hörner spielen den Wolf. Am liebsten mag ich die Geigen und die Streicher, sie spielen den kleinen Peter. Ich bekomme auch weisse Blätter und bunte Stifte. Damit ich zeichnen kann, was ich mit meinem Herzen sehe, sagt der Klavierlehrer.

Ich zeichne viele Bäume und einen Himmel und einen See. Der See ist grün.

Doris Büchel, Jahrgang 1971, aufgewachsen und verwurzelt in Buchs, lebt in Triesenberg, schreibt. Seit 2016 ist sie Herausgeberin der Edition Onepage, eines reduzierten Literatur-Magazins im Plakatformat. Ungefähr zwölf Jahre lang spielte sie Klavier, von fünf bis fast 17. Die Eltern lehrten sie, dass man eine Sache durchzieht, die man angefangen hat. Der vorliegende Text entstand aus der Erinnerung an eine in Vergessenheit geratene Melodie heraus. Es ist die Melodie von *Peter und der Wolf*, eines musikalischen Märchens von Sergei Prokofjew.

Anja Nora Schulthess.



Anja Nora Schulthess
schatten kinder fragen

I

Die Verstorbenen sieht man in den Wolken. Wenn man genau hinschaut, weiss man wer gestorben ist. Manche tarnen sich. Es sterben viele.

Jedes Wort hat eine Farbe. Jeder Mensch hat eine Farbe. Papa ist dunkelblau. Mama türkisgrün. Der Igel im Garten ist blau. Der Mittwoch ist violett. Der Dienstag gelb. Der Donnerstag grün, der Freitag braun. Ich selbst wechsle die Farben.

Im Dach unseres Hauses wohnen Schildkröten. Man sieht sie nur, wenn sie unzufrieden sind. Sie führen eine Art Krieg. Sie schlagen sich auf die Panzer.

Ich möchte gerne Clown werden. Und Seiltänzerin. Ich möchte Akkordeon spielen und Cello. Ich möchte im Wagen mit den Zirkusleuten fahren und von Akrobaten und Zauberinnen unterrichtet werden.

Ich bin klein, weil mein Vater klein ist. Meine Mutter ist gross. Ich habe irgendwann aufgehört zu wachsen. Ich bin gar nicht so klein. Ich bin manchmal so klein, dass die Leute mich nicht sehen. Ich bin gerne klein.

Ich sehe meinen Grossvater in den Wolken. Er ist ein Wolkentier, ein Hahn, ein Hund. Er macht sich manchmal ein bisschen lustig über uns.

Ich erinnere mich an deinen Pullover. Er war türkisfarben. Du hattest ihn an im Garten, obwohl es Sommer war. Eine Frau aus Alaska war zu Besuch. Wie sie hierhergekommen ist, weiss ich nicht.

Die Frau stand am Gartenzaun. Sie wollte etwas verkaufen. Ich glaube, sie wollte bei uns wohnen. Ich habe mein rotes Badetuch mit dem blauen Elefanten umklammert, weil ich dachte, sie möchte auch das haben. Wenn Leute weggehen, die etwas Ungutes hinterlassen, zünden wir Räucherstäbchen an. Mama sagt, man muss die schlechten Geister vertreiben.

Mein Bruder ist geboren, als ich in der Malschule war. Er ist um vier Uhr geboren. Danach habe ich wochenlang immer um vier Uhr erbrochen. Ich mag meinen Bruder. Ich mag die Malschule nicht. Wenn ich einmal Künstlerin werde, dann möchte ich schreiben oder singen, aber nicht malen. Mein Bruder malt gerne.

Mein Grossvater ist unehelich geboren. Meine Grossmutter sagt «unehrlich». Aber sie spricht nicht so gut Deutsch, dafür Französisch, und sie verhält sich auch ein bisschen so. Die Stiefmutter von meinem Vater sagt, dass sie den Namen des Vaters von meinem Grossvater vergessen hat. Sie hat den Namen einmal aufgeschrieben und dann den Zettel verloren, sagt sie. Aber meine Stiefgrossmutter hat ein gutes Gedächtnis, auch wenn sie schon älter ist, sie vergisst nichts, und sie verliert auch nichts. Alles hat seinen Platz.
Ich weiss nicht, ob ich einmal Kinder haben möchte. Eher nicht. Ich

weiss aber, dass ich keine Tiere haben möchte. Ich mag die Tiere nur zum Ansehen, aber auch nicht alle.

Ich habe viele Träume. Ich träume jede Nacht. Ich träume immer wieder dasselbe. Das Haus. Das Meer. Mein Papa, der ertrinkt. Ich habe auch schöne Träume. Ich kann sie beeinflussen. Ich habe gelernt, vor dem Schlafen ganz fest an etwas zu denken, von dem man träumen möchte. Zum Beispiel an einen Pinguin.

Meine Mama ist schön. Sie tanzt gerne. Sie trägt schöne Kleider und kann sie sogar selber nähen. Sie kann sich gut schminken. Sie kann töpfern und malen und Gitarre spielen. Sie singt dazu. Sie weint und lacht oft. Mein Papa tanzt nicht gerne, aber er spielt Akkordeon. Er kann grosse Sachen bauen. Er ist klug und weiss fast alles, er liest viel, und er ist kritisch. Er redet gerne mit Erwachsenen. Manche Kinder verstehen seinen Humor nicht. Ich verstehe ihn meistens. Mein Papa weint nur, wenn etwas ganz, ganz schlimm ist. Ich möchte so werden wie Mama und Papa zusammen.

Ich sehe Affen an meinem Bett. Ihr sagt, das ist wegen den Masern und dem Fieber. Aber wie wollt ihr das wissen? Und was ist mit den Schildkröten? Die waren schon vor den Masern und dem Fieber da.

Ich verstehe die Witze und Anspielungen der Erwachsenen. Sie denken, ich verstehe sie nicht.
Ich verstehe die Doppeldeutigkeiten, auch die perversen.

Wir haben endlich Hasen bekommen. Aber sie werden irgendwann getötet und gegessen. Das hat Papa von Anfang an gesagt. Mein Papa ist nicht gemein. Meinen Hasen zu töten, wenn er gross ist, finde ich gemein. Ich wollte trotzdem unbedingt einen Hasen.

Ich fürchte mich vor dem Universum. Weil es so gross ist und weil ich nicht merke, dass ich ein Teil davon bin. Weil es da keinen Anfang und kein Ende gibt. Den Mond mag ich. Aber nur von Weitem. Dann ist er schön.

Meine Mama hat eine seltsame Familie. Mein Papa hat auch eine seltsame Familie, aber anders. Wenn ich gross bin, möchte ich einmal einen Roman schreiben über diese Familien. Vielleicht werden die Verwandten dann wütend auf mich. Aber man kann ja die Namen ändern. In einem Roman darf man alles.

Ich male mir das Schlimmste aus, und was ich dann mache, wenn das Schlimmste eintrifft; damit alles, was Schlimmes passiert, dann nicht so schlimm ist. Das Schlimmste, das man sich ausmalt, muss aber wirklich sehr, sehr schlimm sein, sonst funktioniert das Ganze nicht.

II

Warum tanzt du nicht mehr wie ein Kind, wenn andere zusehen?

Warum singst du nicht mehr laut, wenn andere dich hören könnten?

Warum siehst du die Farben der Wörter und der Dinge nicht mehr?

Warum hindert dich die Frage, ob das, was du schreibst, Kunst ist, am Schreiben? Warum hältst du dich mit solchen Fragen auf?

Warum antizipierst du?

Warum vergisst du deine Träume? Weil sie dir peinlich sind?

Warum leidest du darunter, dass dir andere immer noch fremd sind; du dir selbst immer noch fremd bist? Warum wartest du darauf, dass es anders wird?

Warum tust du alles, um deine Angst zu verstecken?

Wagst du die Tiere nicht mehr anzusehen, weil sie deinen Blick erwidern könnten?

Warum lebst du in der Vergangenheit und in der Zukunft und kaum in der Gegenwart?

Warum kannst du die Formen, Farben, Schatten, Töne, das Licht, den Raum und die Zeit kaum losgelöst von ihrem Kontext, ihren Kategorien und Denkschemata mehr wahrnehmen?

Warum glaubst du dich nur über Dinge äussern zu dürfen, die du selbst erlebt und erlitten hast?

Wer hat gesagt, dass Ideale eine Gewalt am Notwendigen sind, und warum glaubst du daran?

Warum klingt jede Frage an dich selbst wie ein einziger Vorwurf?

Warum ist die Kindheit ein Idyll, eine Verklärung; warum die Idylle ein Mythos? Wer hat dich gelehrt, dass Mythen falsch und unwahrhaftig sind?

Anja Nora Schulthess, geboren 1988 in Grabs, Studium der Philosophie, Kulturanalyse und Literaturwissenschaft, Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Zürich, freischaffende Texterin und Performerin, lebt mit ihrem Partner und ihrer Tochter in Zürich (www.anjanoraschulthess.ch).

René Mehrmann
Der Traum vom Rockstar

René Mehrmann (der zweite von rechts) mit seiner Band.

Kindheitserinnerungen aufzuschreiben ist so eine Sache. Je älter man wird, desto schöner erscheint einem seine eigene Kindheit. Wahrscheinlich liegt es daran, dass man die weniger schönen Dinge aus seiner Erinnerung streicht. Zugegeben, nicht alle. So bin ich mir bis heute bewusst, dass ich eigentlich nie wirklich gern zur Schule gegangen bin. Das Leben – und vor allem die Musik damals – waren wesentlich spannender als Deutsch oder Mathematik zu pauken.

Es gab sie wirklich, irgendwie, auch in Buchs – diese Zäsur 1968. Auch wenn ich damals erst sieben Jahre alt war, in der Zeit danach fühlte sich das Leben anders an. Zum Beispiel in der Musik: War vorher alles Elvis (was per se nichts Schlechtes heissen soll), so waren danach Deep Purple, die Beatles in ihrer psychedelischen Phase, Led Zeppelin, die Rolling Stones, Pink Floyd, Bob Dylan, Joan Baez, Jimi Hendrix, Janis Joplin. Und etwas später dann deren Vorbilder: B.B. King, Muddy Waters, John Lee Hooker. Einer war damals aber mein ganz besonderer Held: Marc Bolan von T. Rex, einer Glam-Rockband aus England. Schulterlange Locken, Sonnenbrille, Hut und diese unglaublich hohen Stiefel mit Plateausohlen (ja, das trugen damals die Männer).

Und war man bisher an Spielzeugautos und Kinderbüchern interessiert, so wollte man jetzt so sein wie diese Musiker. Scheinbar ungebunden, frei – und langhaarig. Zugegeben, die Spielzeugautos liessen mich und meine Freunde nicht ganz los, spielen war immer noch besser als Hausaufgaben zu machen. Und einen Nachmittag lang mit den Freunden durch die nahen Wälder am Rhein zu streifen, war ohnehin Abenteuer pur. Wir kannten die Plätze, wo wir uns unbeobachtet austoben konnten, von den ersten Zügen an Zigaretten bis zum ersten Kuss mit einem Mädchen. Oft kamen wir von diesen Ausflügen zu spät zum Abendessen zurück. Das führte zu langen und manchmal auch lauten Diskussionen über Pünktlichkeit, gestrichene Fernsehsendungen und «Ausgehverbote» nach dem Nachtessen.

Aber eigentlich war das alles nicht ganz so schlimm; Hauptsache, ich konnte vor dem Zubettgehen in meinem Zimmer noch Musik hören. Wir nahmen immer die Hitparade auf Kassetten auf – und nervten uns schaurig, wenn der Moderator wieder in den Song gequatscht hatte. Oder sieben von zehn Titeln deutsche Schlager waren! Auf jeden Fall sang ich jeweils lautstark mit. Natürlich nicht bei den deutschen Schlagern – zumindest erinnere ich mich heute so daran. Das soll aber nicht heissen, dass mir mein Gedächtnis hier ein Schnippchen schlägt und ich auch bei den Schlagern volles Rohr mitröhrte.

Selbstverständlich kam schon bald der Wunsch auf, selber Popstar zu werden. Fussballerisch reichte mein Talent nur knapp für die D-Junioren des FC Buchs, Turnen oder Leichtathletik kamen sowieso nicht infrage und die Pfadfinder erinnerten mich immer irgendwie an die Armee. Also Popstar, damit konnte man schliesslich auch Mädchen beeindrucken. Und weil damals gerade ABBA mit Waterloo den Concours Eurovision de la chanson (heute heisst die Veranstaltung neudeutsch Eurovision Song Contest) gewonnen hatten, wollten wir unbedingt eine Band gründen, der mindestens zwei Mädchen angehörten.

An die genauen Umstände, die dann tatsächlich zur Bandgründung führten – vier Jungs, zwei Mädchen – erinnere ich mich heute nicht mehr. Ich weiss nur, dass uns die Erwachsenen gewähren liessen und wir Kellerräume oder auch einmal eine gute Stube zu Übungsräumen umfunktionieren durften. Und dann übten wir die Songs der Hitparade rauf und runter, ohne die Schlager versteht sich. Und wir bauten ein Schlagzeug – aus Omo-Waschmittelkartons, Pfannendeckeln und einer Darbouka, einer tunesischen Trommel, die sich seit einem Tunesienurlaub in meinem Besitz befand. Dazu Gitarren, leider keine elektrischen. Gitarrenstunden gab es damals nur mit akustischen Instrumenten, weil sich die Gitarrenlehrer weigerten, elektrisch verstärkte Instrumente zu spielen.

Ziemlich bald zog es uns auf die Bühne, denn unbewusst spürten wir, dass Musiker auf die Bühne gehören und nicht in den Übungsraum. Etwas, das mir später wieder bewusst werden sollte, als ich oft mit Musikerinnen und Musikern aus Chicago auf der Bühne stand. Da wurde nie geübt, das waren Profis. Rauf auf die Bühne, rein den Stecker und los gings.

Also auf die Bühne – aber wo konnten vier Jungs und zwei Mädchen mit neun oder zehn Jahren schon auftreten? Natürlich, auf der Terrasse meines Daheims. Gross genug, um die Band unterzubringen und dazu etwa 20 Zuschauer. Und die kamen aus dem ganzen Quartier, vor allem unsere Schulkolleginnen und -kollegen.

Und so gaben wir, unter den Augen unserer doch etwas stolzen Mütter, unser erstes Konzert. Die Musik kam vom Band, wir spielten unsere Instrumente dazu und sangen aus voller Kehle mit. Selbstverständlich auch T. Rex: «Well, she's my woman in gold and she's not very old, ah ah ah.» Dazu etwas von ABBA und den Beatles. Der Applaus war enorm – zumindest in meiner Erinnerung.

Es war eine ganz aufregende Zeit für meine Freunde und mich damals. Ob es heute anders ist, überlege ich mir oft. Ich habe zwei Töchter in den Achtzigerjahren des letzten Jahrhunderts aufwachsen sehen und heute darf ich einen Sohn durch seine Kindheit begleiten. Diese Unbeschwertheit, die ich als Kind hatte, sah und sehe ich bei

allen dreien. Vielleicht dauert das Kindsein heute nicht mehr ganz so lange wie in den frühen Siebzigerjahren. Das liegt nicht an den Kindern, sondern an den Erwachsenen, die Kinder nicht mehr als Kinder sehen können, sondern fast nur noch als kleine Erwachsene. Aber vielleicht täuscht mich da auch einfach die Erinnerung an eine wahrlich schöne und unbeschwerte Kindheit.

René Mehrmann ist 1961 in Buchs geboren und aufgewachsen. Nach einer KV-Lehre als Spediteur bei der Danzas AG in Buchs und einigen Jahren im Beruf wechselte er in den Journalismus. Zuerst als Moderator und Redaktor bei Radio Gonzen, danach als stellvertretender Chefredaktor der «Südostschweiz» in Chur. Heute ist er für die Marketing- und Kommunikationsagentur VIADUCT in Chur tätig, wo er eine Content-Abteilung aufbaut.

Alice Gabathuler
Verjuss (draussen)

Alice Gabathuler.

Als ich ein Kind war, war die Landi in Trübbach noch der *Schuppa* und der Coop der *Konsum*. Wir wohnten direkt dazwischen, in Sichtweite vom *Polizeiposchta*. Im Erdgeschoss des alten Hauses befand sich, gleich hinter der Werkstatt, die Waschküche. In dem kleinen Raum wurde doppelt gewaschen: einmal die Wäsche und dann auch wir Kinder; wir natürlich nicht in der altertümlichen Waschmaschine, sondern in der noch altertümlicheren Badewanne. Eine von denen, die heute wieder modern sind: freistehend und wunderschön in der Form. Damals hatten wir keinen Blick für diese Schönheit, vor allem im Winter nicht, denn nach dem Baden stand man auf dem Holzlattenrost über dem kalten Betonboden, gefährlich nahe am *tüüflig* heissen Ofen. Es versteht sich deshalb fast von selbst, dass wir die Katzenwäsche in der Küche vorzogen: Auf der Spülfläche sitzend hielten wir die Füsse ins Abwaschbecken und wuschen uns mit dem *Wäschblätz*. Geschlafen haben wir auf dem ausgebauten Dachboden, wir drei Kinder in einem Zimmer, die Eltern im anderen. Der *Abtritt*, wie man das WC damals nannte, befand sich gegenüber den Schlafzimmern. Dazwischen erstreckte sich unheimlich knarrendes Niemandsland, wovon der Teil unter der Dachschräge durch einen Vorhang abgetrennt war. Meine Kinderfantasie malte sich allerlei unheimliche Gestalten aus, die nur darauf lauerten, mich von hinten anzufallen. Aber eigentlich war das Haus überhaupt nicht wichtig. Nicht für uns Kinder. Unser Leben spielte sich *verjuss* (draussen) ab, vor allem im Sommer, zusammen mit den Nachbarskindern. Ob klein oder gross, spielte keine Rolle, wir waren immer eine ganze Schar.

Das Gelände um den *Schuppa* war unser Spielplatz. Wir trollten uns (verbotenerweise) auf den aufgetürmten Torfmullballen hinter dem *Schuppa*, spielten *Schittliverbannis* und *Räuber und Pol*, bretterten mit allerlei Gefährt (ich mit dem Trottinett) um Hindernisse und über

Rampen und bauten Hütten an allen möglichen und unmöglichen Orten. Dann war da auch noch der Sandkasten hinter dem Haus, in dem wir ganze Universen errichteten und wieder zum Einstürzen brachten. Danach gab's von Mama für die hungrigen Mäuler *Zugger-* oder *Ovobrot* (unsere Art von Nutella). Im Sommer nahm Tata (mein Vater) die ganze Schar Kinder mit an den Rhein, wo wir auf den Sandbänken spielten. Im Winter baute er uns die weltbesten Schneehütten. Die Skirennen schauten wir bei unserem Vermieter, das Gute-Nacht-Geschichtli bei den Nachbarskindern, denn einen Fernseher hatten wir genau so wenig wie ein Auto. Und dennoch hatte ich nie das Gefühl, arm zu sein.

Wenn ich meine Mutter nach ihren Erinnerungen frage, erzählt sie mir lange Geschichten, bis ganz früh in ihre Kindheit zurück. Sie hat unzählige Ereignisse in ihrem Kopf gespeichert, kann kleinste Details und vollständige Dialoge abrufen. Meine Erinnerungen sind kleine Splitter, Bilder, die aufscheinen, im besten Fall kurze Filme in meinem Kopf.

Armin bringt mir hinter dem Schuppen das Radfahren bei, auf einem Erwachsenenfahrrad, das mir riesig vorkommt.
Mein Grossvater steht auf dem Dach seines Hauses und flucht, weil ihm der Hammer hinuntergefallen ist; fast ein bisschen so, wie die Cowboys in den Wildwestromanen, die er so gerne liest.
Meine allerersten Ski, auf die ich so stolz bin, sind blau und aus Holz. Ich kann es kaum erwarten, mit ihnen das Schuppaport hinunterzufahren und biege zu schnell um die Hausecke. Die Spitze bricht ab. Ein Drama!

An die Kindergartenzeit kann ich mich kaum erinnern. Ich zeichnete fast immer, denn so wild und laut ich zu Hause war, so schüchtern und leise war ich im Kindergarten. Dass wir Mädchen damals mit der Schürze zur Schule gingen, weiss ich vom Klassenfoto der ersten Klasse. Ich blinzle von der Sonne geblendet in die Kamera und sehe dabei aus, als wäre ich lieber anderswo. *Verjuss* halt.

Im Jahr, in dem ich zehn wurde, zogen wir an den oberen Dorfrand von Azmoos – und meine *Verjussa*-Welt wurde noch grösser. Wir verbrachten viel Zeit im Wald, bauten Baumhütten, führten Bandenkriege, denen die Baumhütten stets aufs Neue zum Opfer fielen, kletterten Wasserfälle hoch und stauten den Bach. An den Wochenenden gings *z'Berg*, meistens hinauf zum *Lanaberg*, dem Clubhaus des Skiclubs Gonzen, auch das eine einzige riesige Erlebniswelt! Tata kannte immer eine Abkürzung. Sie waren selten kurz (manchmal sogar länger), aber immer sehr spannend.

«Hau no de Nagu i de Lade», sagt der eine Rekrut zum anderen; die beiden trauen ihrem Aussichtspunkt – unserer Baumhütte, in die wir sie eingeladen hatten, weil wir im Gegensatz zu ihnen den anschleichenden Feind von Weitem sahen – nicht so ganz.
«Die Eidgenossen hätten die Schlacht am Morgarten verloren, wenn sie so gekämpft hätten, wie ihr das Morgartenlied singt», sagt Herr Gabathuler, unser Lehrer in der fünften/sechsten Klasse (vielleicht ist es auch das Sempacherlied). Und wenn er uns beim Namen aufruft, klingt das manchmal so: «S'Tüüchel Boohrers Betlis Chööb.»
«Schön ist es, auf der Welt zu sein.» Sonja und ich sitzen stundenlang auf einem Brett, das wir über eine Mauer gelegt haben und singen Schlager, die uns viel besser gefallen als das Morgartenlied oder das Lied der frohen Forelle, die in einem Bächlein helle schwimmt.

Meinem Lieblingscousin Rolf, der viel Zeit bei uns verbrachte, gingen bei Schlager «die Läden runter». Er hörte Rockmusik. Unsere verschiedenen Musikgeschmäcker taten unserer gegenseitigen Zuneigung jedoch keinen Abbruch. Wenn wir nicht gerade wilde Erkundungstouren unternahmen, spielten wir stunden-, ja tagelang auf dem zum Raumschiff umgebauten Bett *Marienkäfer im Weltall* oder Monopoly nach unseren eigenen Regeln. Schaue ich heute zurück, weiss ich, dass Rolf und ich den neoliberalen Kapitalismus mit unseren Regeln damals vorweggenommen haben (nicht kleckern, sondern klotzen, immer unlimitiert auf Pump). Trotzdem wurde keiner von uns beiden Banker oder Immobilienmakler. Was wir beide wurden: erwachsen. Rolf blieb bei seiner Rockmusik, ich entdeckte sie auch für mich. Was bleibt: Erinnerungen, auch wenn es nur Splitter sind. Und: eine grosse Dankbarkeit gegenüber meinen Eltern für ihre Liebe, geschenktes Vertrauen und viel Freiheit.

Alice Gabathuler, Jahrgang 1961, wuchs im Wartau auf. Das Rheintal hat sie geprägt: Sie hat ungefähr gleich viel Temperament wie der Föhn, zuweilen einen sturen Grinn und ausserdem immer eine Unmenge Ideen. Sie lebt in Werdenberg und ist von Beruf Autorin und Verlegerin.